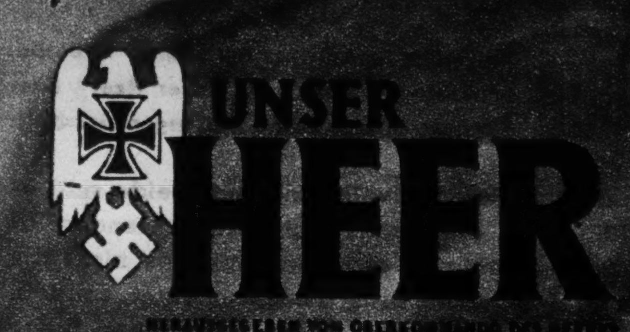


3. JAHRGANG · FOLGE 2
BERLIN, 2. JANUARHEFT 1944

KÄMPFER IM OSTEN
Aufnahme von Unteroffizier [illegible]

ALLES LÄSST SICH DURCH STANDHAFTIGKEIT UND FESTE ENTSCHLOSSENHEIT ERREICHEN

PRINZ EUGEN



General Hiroshi Oshima

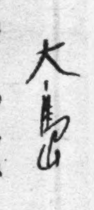
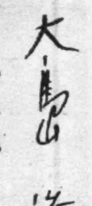
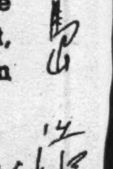
Kaiserlich-Japanischer Botschafter in Berlin, schreibt der Zeitschrift „Unser Heer" über die deutsch-japanische Waffengemeinschaft:

Mit Recht dürfen Deutschland und Japan sich Soldatenvölker nennen. Beide sind es ebensosehr aus jahrtausendealter Tradition wie auch stets sich fortpflanzender Erziehung. Man kann ein Volk nicht zu wahren Soldaten erziehen, wenn es nicht die innere Berufung in sich trägt. Es ist ja nicht der äußere Drill, der entscheidet, sondern die angeborene Begeisterung, die Tapferkeit und Todesverachtung zeugt und Siege schafft.

Dies sind wahrhaftig wesensverwandte Seiten des deutschen und des japanischen Volkes und die Kraftquelle ihrer so erfolgreichen Waffenbrüderschaft. Getragen von der gleichen heiligen Überzeugung, ihr Letztes einzusetzen für die Zukunft ihres Vaterlandes, marschieren unsere Soldaten geradenwegs gleichen hohen Zielen zu. Ich erblicke in diesem von der Vorsehung bestimmten Zusammengehen eine wirklich feste und schicksalentscheidende Waffengemeinschaft.

Auf meinen wiederholten Fahrten zu den verschiedenen Frontabschnitten habe ich Gelegenheit gehabt, den Geist kennenzulernen, der jeden Soldaten beseelt und die Voraussetzung schafft für die Schlagkraft und Unwiderstehlichkeit der ganzen deutschen Wehrmacht. Er ist vorbildlich in Disziplin und Kameradschaft. Als Soldat empfinde ich höchste Bewunderung für die ungewöhnlichen und beispielhaften Leistungen, die die deutschen Kameraden an allen Fronten unter harten militärischen Bedingungen seit mehr als vier Jahren vollbringen, unerschütterlich in ihrer Siegeszuversicht, die der entscheidende Ansporn für den Soldaten ist. Es ist mir ein Bedürfnis, auch hier zu bezeugen, daß die japanischen Kameraden aufrichtige Hochachtung und absolutes Vertrauen mit ihren heldenmütigen deutschen Waffengenossen verbinden.

Je heftiger dieser Kampf, desto mehr steigert sich unser Wille zum Durchhalten. Unsere soldatischen Tugenden und unser gerechtes Kampfziel geben uns eine Überlegenheit, die uns stärker macht als die Feindmächte. In dieser Gewißheit werden wir Seite an Seite weiterkämpfen, bis wir den Sieg an unsere Fahnen heften können.

Hiroshi Oshima

DAS JAPANISCHE HEER

Major Endo von der Kaiserlich-Japanischen Botschaft gewährte der Schriftleitung der Heeres-Zeitschrift eine Unterredung mit interessanten Ausführungen über das japanische Soldatentum. Den deutschen Soldaten, der mit höchster Bewunderung die kühnen Taten unseres japanischen Bundesgenossen verfolgt, interessiert vor allen Dingen der Aufbau des japanischen Heeres, über den nachstehende Fragen und Antworten Aufschluß geben.

„Gibt es, Herr Major, in der japanischen Wehrmacht eine allgemeine Wehrpflicht, wie wir sie in Deutschland kennen?"

„Vor Beginn des Chinakrieges, im Jahre 1937, hatte Japan nur etwa zwanzig Divisionen unter den Waffen. Hier galt eine zweijährige Dienstzeit, und es wurden nur ausgesuchte und körperlich besonders geschulte Männer in dieses kleine Heer übernommen. Bei Eintritt in den Krieg an der Seite Großdeutschlands wurde eine allgemeine Mobilisation angeordnet. Auf Grund eines allgemeinen Wehrpflichtgesetzes, das auch bei uns existiert, wurden damit alle Männer vom 20. bis 45. Lebensjahr zu den Fahnen gerufen. Es ist eine hohe Ehre für den Japaner, zum Dienst für sein Volk bestimmt zu werden."

„Ist auch in Japan das Heer der größte Wehrmachtteil und sein Aufbau mit dem deutschen Heer vergleichbar?"

„Jawohl! Das Heer ist zahlenmäßig weitaus größer als die Marine. Es ist für Ihre Kameraden sicher interessant zu erfahren, daß die Luftwaffe sich in eine Heeres-Luftwaffe und in eine Marine-Luftwaffe aufteilt; sie stellt also keinen eigenen Wehrmachtteil dar. Im übrigen ist die Gliederung des japanischen Heeres genau die gleiche wie die des deutschen, nur ist eine kriegsstarke Division zahlenmäßig fast doppelt so groß."

„Wie gliedert sich eine Kompanie?"

„Die Gliederung ist die gleiche wie im deutschen Heer. An der Spitze der Kompanie steht ein Hauptmann oder Oberleutnant. Allerdings", fügt Major Endo lächelnd hinzu, „gibt es bei uns zwei Männer, die silberne Streifen am Ärmel tragen, zwei Hauptfeldwebel, nämlich einer, der für die Ausbildung der Kompanie verantwortlich ist, und ein zweiter, der ‚Kyuygakari-Sotchyo', dem die Verwaltung und Verpflegung obliegt. Er ist eigentlich der, den die deutschen Landser ‚Spieß' nennen. Er ist dafür verantwortlich, daß die Kompanie mit Lebensmitteln versorgt wird. Obwohl seit dem China-Krieg auch Feldküchen nach europäischem Muster eingeführt wurden, bleibt der japanische Soldat, hauptsächlich im Dschungelkrieg, ein sehr genügsamer Selbstverpfleger. Ihm genügt Wasser, das mit einem Spezialfilter gesäubert wird, und ein halbes Pfund Reis. Dazu gibt es auch — besonders als eiserne Ration — ein flaches Dauerbrot, das in Wasser aufgeweicht werden kann. In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, daß die Offiziere genau die gleiche Verpflegung erhalten."

„Können Japaner aus allen Schichten des Volkes Offiziere werden?"

„Jawohl! Nach einer Prüfung kann jeder Wehrmachtangehörige auf die Kriegsschule oder in ein Kadettenkorps. Die Mannschaften der heutigen japanischen Wehrmacht setzen sich zu 80 Prozent aus Bauern- und Fischersöhnen zusammen. Im Offizierkorps selbst entstammen nur 30 Prozent Beamten- oder Offiziersfamilien, während die restlichen 70 Prozent auch hier von Bauern- und Fischersöhnen gestellt werden. So ist es verständlich, daß es wenig begüterte Offiziere gibt. — Es ist in Deutschland vielfach die irrige Meinung verbreitet, das heutige japanische Offizierkorps entspräche der früheren Ritterkaste der Samurai. Das Samuraitum war aber nur eine besondere Erscheinungsform des japanischen Geistes, das sich unter einem früheren Feudalsystem hat entwickeln können. Am besten läßt sich das Samuraitum mit der Tradition des preußischen Offizierkorps vergleichen. So kann jeder Sohn des japanischen Volkes ein ‚moderner Samurai' werden, der auch das überlieferte Schwert im Kampf trägt und sich der hohen Tradition vollauf bewußt ist."

„Wie stehen die Soldaten der japanischen Wehrmacht, die überall im ostasiatischen Raum kämpfen, mit ihrer Heimat in Verbindung? Gibt es für sie Urlaub, Feldpost und Truppenbetreuung, wie wir sie in der deutschen Wehrmacht kennen?"

„Hierin", so erwidert Major Endo, „besteht ein grundsätzlicher Unterschied zur deutschen Wehrmacht. Im Augenblick seiner Einberufung verschwindet für den Japaner alles, was sein bisheriges Privatleben umschloß.

‚Ziehst du als Mann ins Feld,
Drei Dinger dieser Welt
Darf's für dich nicht mehr geben:
Das Heim, die Deinen und das Leben.'

So lautet ein alter Samurai-Spruch, dem der Japaner noch heute folgt. Dies bedeutet die Aufgabe des ganzen Ich, nicht allein dessen, was das Leben lebenswert macht, sondern sogar des

Lebens selbst. Der japanische Soldat erhält nie oder nur selten Urlaub, und zwar nur bei Heirat oder Todesfällen, selbst in den Heimatgarnisonen gibt es nur am Sonntag Ausgang und dann nur im Standort. Ein Urlaub nach europäischem Muster wäre bei den großen Entfernungen und den Transportschwierigkeiten nicht durchzuführen. Dafür werden die Truppenteile nach Möglichkeit häufiger abgelöst. Eine Feldpost, wie sie der deutsche Soldat kennt, hat auch sein japanischer Kamerad, und besonders viele Päckchen und Liebesgaben erhält er von unbekannten Spendern seiner Heimat. Allerdings unterliegt das, was der japanische Soldat seiner Heimat berichtet, strenger Zensur durch den Hauptfeldwebel. Rundfunk und Truppenbetreuung sind auch bei uns nach europäischem Muster eingeführt."

„Welche Auszeichnungen gibt es bei der Kaiserlich-Japanischen Armee, und welches ist die höchste?"

„Der höchste japanische Orden ist der des ‚Goldenen Adler', der in acht Stufen wie alle anderen Auszeichnungen vom Tenno selbst verliehen wird. Jede Stufe hat ihr anderes Aussehen. Dann gibt es noch die Orden der ‚Aufgehenden Sonne' und des ‚Heiligen Schatzes', die besonders für Leistungen in der Heimatfront bestimmt sind. Besondere Kampfabzeichen, wie z. B. das deutsche Infanterie-Sturmabzeichen, gibt es in der japanischen Wehrmacht nicht, allerdings besondere Erinnerungszeichen, die der Teilnehmer an den Kämpfen z. B. in Burma oder Malaya mit Stolz trägt."

„In den Berichten über die Kämpfe unserer tapferen japanischen Bundesgenossen taucht häufig der Ausdruck ‚Bushido-Geist' auf. Dürfen wir Sie bitten, Herr Major, uns zu erklären, was man unter diesem Ausdruck versteht?"

„Auch hier gibt es ein altes Gedicht", beginnt Major Endo nachdenklich und leise. „Es heißt:

Kämpfe ich auf See,
So wird das Meer meinen Leichnam einsalzen,
Kämpfe ich im Gebirge,
So wird mein Körper zu Moos werden.
Doch keine Rücksicht darauf,
Es gilt nur eines:
Den Heldentod für den Tenno zu sterben!

Bushido heißt darum schlechthin ‚sterben können', und es heißt bei uns: Wenn du vor die Wahl gestellt wirst, leben oder sterben zu müssen, so ziehe immer das letztere vor. Dies ist der Kernsatz des Bushido. Die alten Samurai zogen den Freitod der Schande, für feige gehalten zu werden, vor. Diesen Freitod nennt man ‚Harakiri' oder ‚Seppuku'. Diese Aufgabe des Selbst hat nichts mit den Begriffen ‚Pflicht' oder ‚Opfer' zu tun. Es ist nicht so, daß sich etwa 10 Prozent des japanischen Volkes aufopfert zum Schutze des Hundertmillionenvolkes, sondern jeder einzelne Soldat empfindet es als seinen heiligsten Zweck, sich durch seinen Heldentod zu verewigen. Deshalb stirbt er im wahrsten Sinne des Wortes freudig den Heldentod mit dem Rufe auf den Lippen: ‚Tenno heika banzai!' (Lang lebe Seine Majestät, der Tenno!). Gefangengenommen zu werden gilt als Schande für die gesamte Familie des Soldaten. So hat auch General Yamashita, der Eroberer von Singapore, nicht vergessen, während der Waffenstillstandsverhandlungen den britischen Oberbefehlshaber Percival zu fragen, ob japanische Gefangene eingebracht worden wären, was dieser verneinen mußte. Dieses Ehrgefühl lebt als Erbe des Bushido-Geistes noch heute in der japanischen Wehrmacht und kommt am besten in der Tatsache zum Ausdruck, daß japanische Soldaten sich fast nie gefangennehmen lassen. Das Kriegsgericht bestraft zwar nicht die unvermeidbare Gefangenschaft, aber, vom moralischen Standpunkt aus gesehen, ist sie nicht erlaubt. Es gibt für den japanischen Soldaten sozusagen ein aktives und ein passives Ehrgefühl. Das aktive ist der unbedingte Wille zum Heldentum im Kampf, das passive Ehrgefühl ist, seiner Familie — denn sie bedeutet für ihn alles — niemals eine Schande zu bereiten."

„Dann bitten wir Sie abschließend, Herr Major, uns zu schildern, wie das japanische Volk seine Helden ehrt."

„Sie werden sicher schon gehört haben", beginnt Major Endo ernst, „daß Soldaten die Asche ihrer gefallenen Kameraden in einer kleinen weiß umwickelten Urne mit sich tragen. Sie nehmen sie mit auf den Marsch und in den Kampf und lassen so den Gefallenen am geschichtlichen Sieg mit teilnehmen. Gibt es dann eine Möglichkeit des Transportes in die Heimat, so wird die Asche den Angehörigen zugestellt und auf dem Heldenfriedhof des Regiments des Gefallenen in der Heimat beigesetzt. Der höchste Orden des Tenno wird den Verwandten dabei übergeben. Alle Gefallenen aber sind symbolisch im Heldenmal der japanischen Nation im ‚Yasukuni-Schrein' vereinigt. In diesem Schrein sind unsere Toten symbolisch Götter geworden. Es ist die größte Ehre für die japanischen Männer, daß, wenn sie gefallen sind, der Tenno sich zweimal im Jahr vor ihnen verneigt."

F. E. U.





Starke Nerven

AUS EINEM GESPRÄCH MIT EINEM KOMPANIEFÜHRER • VON LEUTNANT HANS H. HENNE

„Ich bin sechs Jahre Soldat und kann mir also leisten zu sagen, daß ich einige Erfahrungen gesammelt habe. Wenn ich die Bilanz daraus ziehe, komme ich auf eine sehr einfache Formel: Bei allen Kämpfen — und besonders bei diesen hier — kommt es nur auf die Nerven an. Ich habe Männer in meiner Kompanie, die können noch so müde, noch so hungrig und noch so kaputt sein, wenn sie sechs Tage und sechs Nächte ohne Ruhe in ihren Löchern liegen und täglich mehrere Angriffe abwehren — aber wenn es hart auf hart kommt, dann sind sie kühl bis ans Herz und kalt wie 'ne Hundeschnauze."

*

„Ich habe einen Studenten im ersten Zug, der war zuerst das, was man einen ‚weichen Heini' nennt. Ich mache jede Wette, daß er manche schwere Stunde mit sich allein abgemacht hat, aber er läßt sich nichts anmerken. Solche Jungens sind richtig. Wenn einer ein Held sozusagen ‚von Hause aus' ist, dem fällt es nicht schwer, aber derjenige, der sich zusammenreißt wider seine Vernunft, wider Furcht und Zagen, der aus dem Loch springt und angreift, obwohl er sich wie festgenagelt hinter der sicheren Deckung fühlt — der ist ein Kerl. Angreifen — ja, das haben wir alle mit Schwung gemacht, einer reißt den andern mit. Aber so im Abwehrkampf liegen, naß, kalt, müde, dazu gehört nicht nur Mut, dazu gehören eiserne Nerven. Und jetzt zeigt sich erst richtig, daß wir auch dem gewachsen sind."

*

„Ich weiß nicht mehr, wie das Nest heißt, aber das ist ja auch unwichtig. Es regnet zwei Tage

Die sowjetrussische Handgranate 1933

Unsere Darstellung zeigt den Ablauf eines Handgranatenwurfes in vier Phasen
Abb. 1: Die gespannte und gesicherte Handgranate. Abb. 2: Durch die Schwungkraft hat sich der Topf vom Schaft gelöst und schnellt, wie aus Abb. 3 zu sehen ist, mit einer Linksdrehung aus der Raste wieder in den Schaft zurück. Abb. 4: Der Zünder im Topf schlägt auf den Schlagbolzen, der mit dem Zündmechanismus im Schaft untergebracht ist. In 3½ bis 4 Sek. erfolgt die Detonation

Aufnahmen: Ogfr. Erich Haase

Topf und Schaft werden meistens getrennt gefunden. Der Topf enthält den Sprengsatz, der Schaft den Zündmechanismus. Bevor der Zünder eingesetzt wird, werden beide Teile fest zusammengeschraubt und der Sicherungsflügel am Schaft nach links gedrückt



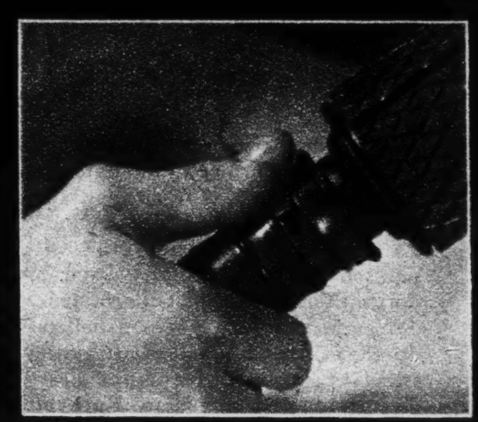
Spannen und Sichern. Die linke Hand umfaßt den Topf, die rechte den Schaft. Der Zündmechanismus wird nun etwa 2 Zentimeter aus dem Schaft gezogen und durch eine Rechtsdrehung des Schaftes eingerastet. Der Sicherungsflügel wird nach rechts gedrückt



Zünder einsetzen. Nachdem die Handgranate zusammengeschraubt, gespannt und gesichert ist, wird der Zünder von der Stirnseite her in die Handgranate eingeführt und der Verschlußhebel sorgfältig wieder verschlossen. Die Handgranate ist nunmehr scharf



Fertig zum Wurf. Die rechte Hand umfaßt den Schaft, der Daumen schiebt den Sicherungsflügel nach links. Der dadurch frei werdende rote Punkt zeigt an, daß die Handgranate gespannt, entsichert und wurfbereit ist. Die Zündung erfolgt beim Wurf



lang Bindfaden. Nichts ist trocken. Gewehre, Maschinenpistolen und MG sind völlig im Eimer und total verschlammt. Man kann keinen Schuß mehr 'rausbringen. Für den, der es nicht kennt, klingt das unglaubhaft. Wir müssen den linken Flügel zurücknehmen, weil wir nach rechts keinen Anschluß mehr haben. Also heraus aus den Löchern und hundert Meter einschwenken. Hinter uns stürzt der Gegner vor und brüllt ‚urräh'. Er nistet sich in unsere schönen Löcher ein. Zwei Stunden später haben wir wieder Anschluß. Ich sage zu meinen Männern: ‚Jungens, wir müssen wieder vor, wir müssen unsere alte Hauptkampflinie wiederhaben!' — Wir sind dann vorgestürmt, nur ein paar Pistolen knallten, wir haben hurra gebrüllt, daß die Heide wackelte. Die ganzen hundert Meter haben wir gebrüllt, was die Lungen hergaben. Wir haben unsere Löcher wieder genommen, die Bolschewisten flohen panikartig. Wenn ich das jetzt so erzähle, kommt mir es selbst wie ein Wunder vor."

*

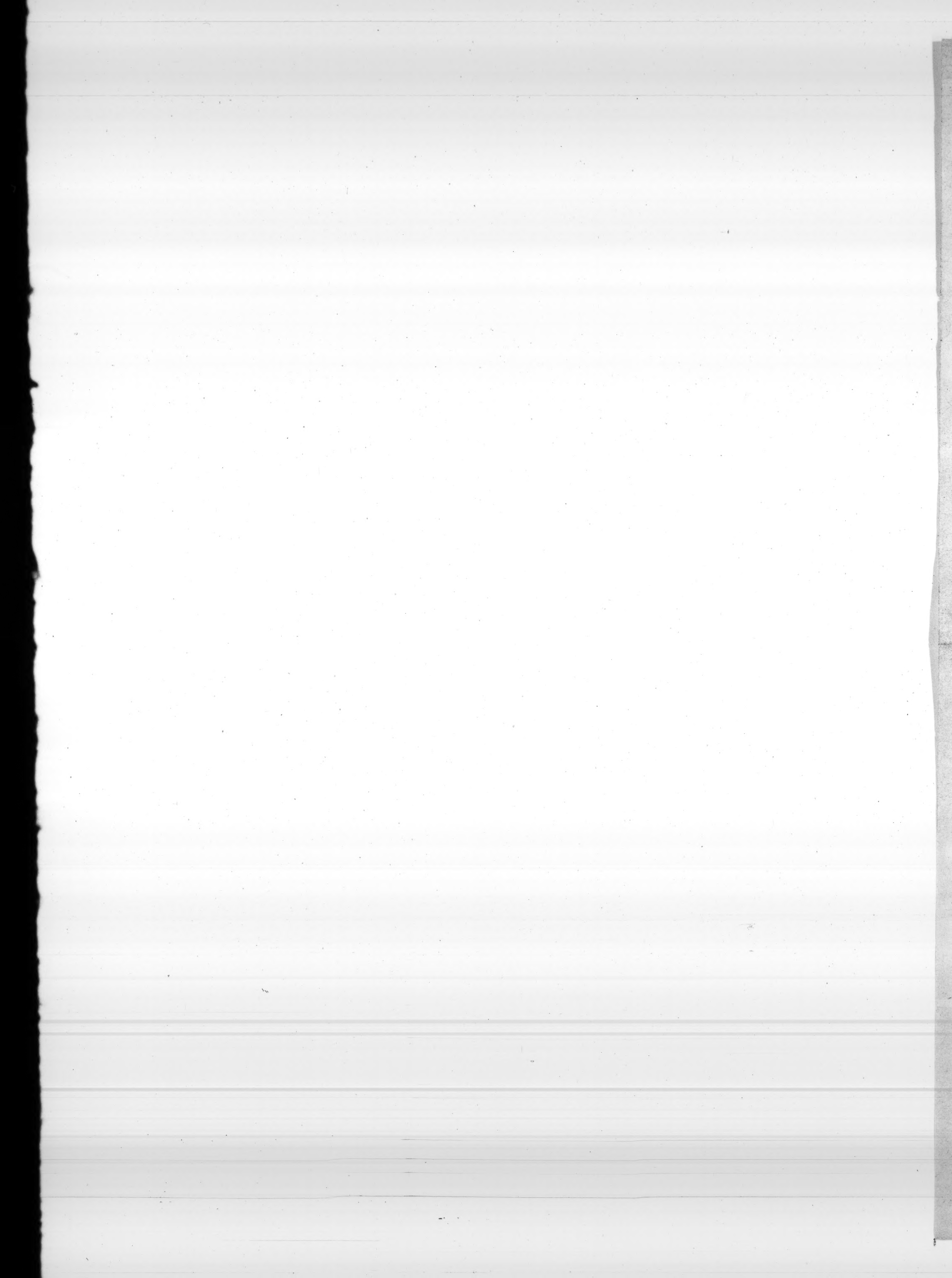
„Oder nachts. Wir liegen alle in Löchern. Es ist hundekalt, so naßkalt. Viele haben offene, wunde Füße. Natürlich gibt es welche, die meinen den Iwan ‚urräh' schreien zu hören, wenn ein Hahn kräht. Die gibt's überall, wir sind ja auch kein Verein von Musterknaben. Es ist totenstill. Man starrt in die Dunkelheit und horcht. Plötzlich beginnt es. Links schreien sie ‚urräh', dann rechts, dann in der Mitte. Es liegt System darin. Es hört sich, da der Wind auf uns liegt, tatsächlich so an, als griffen sie an. Und es geht auch schon bei uns von Mund zu Mund, es springt von einem Loch auf das andere über. ‚Die greifen an ...!' Die Spannung hat den Höhepunkt erreicht. Irgendeiner sagt: ‚Wenn sie nun durchbrechen ...?' Da höre ich einen meiner Unteroffiziere: ‚Mensch, ihr Idioten, die liegen genau so wie wir in ihren Löchern und brüllen man nur. Merkt ihr das denn nicht ...?' Und nach einer Pause: ‚So, jetzt brüllen wir!' Und ich sage Ihnen, die haben gebrüllt, daß es eine wahre Pracht war. Die Bolschewisten haben sich nachts nicht mehr gemeldet, sie kamen auch nicht 'ran. Als wir ganz früh 'rübersahen, merkten wir, daß ihre Löcher leer waren. Man kann mit guten Nerven Krieg führen, sage ich Ihnen."

*

„Ich gehe nachts immer die Stellungen ab. Jeder gute Führer muß darauf bedacht sein, seine ihm anvertrauten Männer zu stärken. Ich gebe also, wenn ich so von Loch zu Loch krieche, eine Art Nervennahrung aus. Manchmal genügt ein kleines Gespräch, manchmal ein Hinweis, manchmal auch eine ‚Zigarre' oder ein Anschiß. Oft genügt auch für die beiden, die da im Loch liegen, schon die bloße Gegenwart eines dritten. Wenn ich mir jetzt überlege, was diese Männer so leisten, während sie so wachend nachts in einem Erdloch liegen, dann muß ich gestehen, daß es verständlich wäre, wenn in der Tat ihre Nerven einmal mit ihnen durchgehen würden. Aber es ist nicht der Fall. Das allein ist entscheidend!"

*

„Bei L. bezogen wir eine neue Hauptkampflinie, und zwar rechts von der Rollbahn. Ich hatte mit meinen dreißig Mann einen Abschnitt von fünfhundert Meter. Ich nahm — es war stockdunkel — meinen Kompaß und ging, indem ich meine Schritte zählte, die fünfhundert Meter ab. Dann blieb ich stehen, um mich nach den Anschlußmännern des Nachbarregimentes umzusehen. Ich sah und hörte nichts. Ich schoß eine Leuchtkugel ab. Nichts! Ich ging zurück, wies meine Männer ein und versuchte es dann noch einmal. Hundert Meter über unseren Abschnitt hinaus hörte ich plötzlich das Schaben von Spaten. Ich ging noch ein Stück und rief, bekam aber keine Antwort. In meinem Ärger dachte ich: Wie stur die Kerle wieder sind, da soll doch der Teufel zwischenfahren. Als wäre es Arbeit, wenn sie mir antworten würden ... Dann sah ich unmittelbar vor mir zwanzig Mann, die buddelten. Ich griff den ersten bei der Schulter und wollte sagen: ‚Könnt ihr denn nicht wenigstens antworten ...' Aber ich kam nur bis ‚ihr', dann blitzte es auch schon



auf. Ich warf mich herum und rannte los. Sie ballerten hinterher, und ich hörte sie hinter mir keuchen. Natürlich bin ich durchgekommen. Nachher habe ich mir selbst auf die Schulter geklopft, weil ich die Nerven nicht verloren hatte, denn sonst hätten sie mich wohl — das wäre ja das Einfachste auf der Welt gewesen — gekascht."

*

„An der Strohschoberstellung brachen sechs feindliche Panzer durch. Ein Schütze Eins läßt bei der Gelegenheit sein Maschinengewehr liegen. Das ist für mich das Schlimmste, was ein Mensch machen kann. Ich habe ihn auch nur angesehen. Das genügte. Er rappelte sich auf, griff sich seine Bedienung, kam bis zum Strohschober vor und sprang dann über die freie Plane. Sie bekamen übles Feuer, aber ich sah, daß die Jungens alles wiedergutmachen wollten. Mit vier Mann und einem MG kamen wir ihnen zu Hilfe. Zusammen mit dem Schützen Eins und seiner Bedienung schossen wir bei dieser Gelegenheit zwanzig Bolschewisten ab, nahmen zwanzig weitere gefangen und erbeuteten zehn Panzerbüchsen. Der Schütze Eins zeigte sich bei dem Kampf unerschrocken und todesmutig. Er bügelte seine Schwäche wieder durch die Tat aus. Darum war auch alles wieder in Ordnung. Das MG war natürlich auch wieder in unserer Hand."

*

„Einer von den Meldern wurde an der rechten Hand verwundet. Er hatte Schmerzen. Das wußte ich. Aber er gab keinen Laut von sich. Er kam zu mir und baute sich auf, grüßte mit der Linken zackig, stand stramm wie gegossen und sagte: ‚Grenadier Mai meldet sich wegen Verwundung ab. Ich wünsche der Kompanie für die Zukunft alles Gute!' Machte eine Kehrtwendung, ging. Solch ein Mann wirkt durch sein Vorbild auf alle, die sich schwach fühlen."

*

„Sehen Sie sich das an: Ein Geschoß hat meinen Stiefel glatt durchgewichst, ein Granatwerfersprengstück meine Tasche, in der ich eine Flasche Likör für meine Männer aufbewahrte, als ich vorging. Und hier ist ein Splitter durch meinen Ärmel gegangen. Mir ist nichts passiert. Glück muß der Mensch haben. Glück und gute Nerven. — Ich muß mir heute meinen Vollbart abnehmen, der macht mich älter, als ich bin. Ich bin nämlich erst dreiundzwanzig. Natürlich ändert man sich im Laufe der Zeit, innerlich und äußerlich. Das liegt auf der Hand. Stellen Sie sich vor, vor sechs Jahren machte ich mein Abitur. Aber ich fühle mich immer noch wohl in meiner Haut. Ich hab' hier 'ne Menge dazugelernt, ich habe Männer kennengelernt. Sehen Sie sich diese Kerle an, die kann nichts erschüttern!"

Schlachtfeld ITALIEN

DREI JAHRTAUSENDE KAMPF UM DEN EUROPÄISCHEN SÜDEN

Längst, bevor es Straßen gab durch die Steppen, durch Urwälder und Moräste, über Flüsse und Felsengebirge, längst vorher war das Meer die große und breite Straße, die in die Weite lockte nach fernen Gestaden. Die belebteste und die meistbefahrene dieser Straßen war das Mittelmeer, vor Jahrtausenden schon. Waren zogen über diese Straße in regem Tausch, Gedanken und Kenntnisse wanderten hin- und herüber von Küste zu Küste, Werke kulturellen und künstlerischen Schaffens. Mit den Nachrichten aber vom fremden Land und mit seinen Schätzen reisten als „blinde Passagiere" der Neid und die Mißgunst, fuhr die Begier zu besitzen, was man selbst nicht besaß. Wehe dem Lande, das reich und schön zugleich und — zugänglich wie die Halbinsel Italien! Durch fast drei Jahrtausende war es das Schicksal Italiens, bewundert zu werden, beneidet und — immer wieder befehdet! Das von der Natur reich beschenkte Land wurde zum Schauplatz blutiger Kämpfe, erbitterter Schlachten und lang hinschleichender Kriege, ein einziger, ewiger Kriegsschauplatz.

Die ersten Botschaften, die uns Kunde bringen aus der ältesten Vergangenheit dieses Italien, sind — „Kriegsberichte". Latiner kämpfen gegen die Etrusker an, die sich breitmachen im Lande, und Jahrhunderte dauert es, bis ihre Macht gebrochen, ihre mächtige Flotte in der Seeschlacht von Cumae zerschlagen wird. Rom ist inzwischen gegründet, gewinnt allmählich an Macht und unterwirft die Stämme ringsum seiner Herrschaft: ein farbenreiches und gegensätzliches Gemisch aus vielen Völkern und Stämmen. Aber nun ist ein Mittelpunkt da; Begriffe können sich bilden, und den Weitsichtigen unter ihnen mag die Ahnung eines „nationalen Bewußtseins" dämmern und die Erkenntnis, daß diese Halbinsel mit ihren unendlich ausgedehnten Küsten die Gefangene des Mittelmeeres bleiben muß, wenn es nicht gelingt, dieses Meer zu beherrschen und seine Gestade ringsum. Ein wirklich „sacro egoismo" ist es, das heilige Recht der Selbstbehauptung, das Rom zum Weltreich werden läßt, denn es hat keine andere Wahl: entweder über andere zu herrschen oder selbst beherrscht zu werden. Einen dritten Weg gibt es nicht; der andere aber, der Weg zur Macht, er führte durch jahrhundertelange Kämpfe. Kaum ist die Herrschaft der Etrusker gebrochen, da dringen Gallier und Kelten in Oberitalien ein, ziehen siegend und sengend nach Süden und brennen Rom nieder, das steinerne Sinnbild beginnender Einigung. Ein halbes Jahrhundert später müssen sich die stolzen Römer unter das „Caudinische Joch" beugen, zieht ihr geschlagenes Heer unter den gekreuzten Speeren der Sieger hindurch, Hunderte von Geiseln in den Händen der Feinde zurücklassend. Aber der Gedanke ist stärker als alle niedrigen Wirklichkeiten: immer wieder reißt er seine Träger auf zu neuer, befreiender Tat; dieser Gedanke: wenn wir nicht siegen, werden wir sterben! Pyrrhus kommt herüber über die Adria, und seine makedonische Phalanx siegt bei Herakleia über die alte römische Schlachtordnung; aber zu teuer muß er seine Siege erkaufen, als „Pyrrhus-Siege" sind sie in die Geschichte eingegangen — heute würde man sie vielleicht, vom Gegner gesehen, erfolgreiche Abnutzungsschlachten nennen. Als besiegter Sieger kehrt Pyrrhus zurück übers Meer. Aber fünfzig Jahre später droht neue Gefahr von Norden: Hannibal führt in kühnem Zuge seine karthagischen Heerscharen von Spanien her über die Pyrenäen, durch das südliche Gallien und über die Alpen, 50000 Mann Fußvolk, 9000 Reiter und drei Dutzend Elefanten. Durch Oberitalien stampfen die fremden Tiere, die „Tanks" des Altertums, Angst und Schrecken verbreitend, und die Gallier mit sich reißend als Bundesgenossen des karthagischen Feldherrn; nach Süden rollen die Heerhaufen, überrennen den Riegel des Apennin und vernichten am Trasimenischen See ein römisches Heer von 30000 Mann! Durch die Straßen Roms jagen die Schreckensrufe, von jenem See bis zur Hauptstadt sind es nur knapp zweihundert Kilometer! Noch schrecklicher jedoch klingt ein Jahr später die Kunde durch Rom, obgleich sie weiter herkommt, aus dem Südosten der Halbinsel, aus Apulien: Fünfzigtausend Römer liegen tot auf dem Schlachtfeld von Cannae, viele sind gefangen, nur ein kümmerlicher Rest der 86000 konnte entkommen. Hannibal hat die klassisch gewordene Umfassungs- und Vernichtungsschlacht geschlagen, eine erdrückende Übermacht meisterhaft bezwungen. Die Kunde läuft auf flinken Füßen durchs Land, und die meisten der römischen Bundesgenossen „mischen sich unter die Sieger": Capua und Sizilien, die Samniter, Lukaner und Bruttier und viele unteritalienische Städte sagen sich los von Rom. Da bewährt sich der soldatische Geist der Römer: sie trauern um ihre gefallenen Söhne, aber sie geben der Verzweiflung nicht Raum; sie rüsten zur Verteidigung bis auf den letzten Mann, sie geben den Glauben nicht auf an den Sieg, und da wendet sich das Kriegsglück: Hannibal, von Karthago im Stich gelassen, wird zurückgeschlagen, der Verrat der Bundesgenossen gerächt, Syrakus belagert, erobert und geplündert; Capua muß sich ergeben, die übrigen besinnen sich, und nach vierzehn harten, opferreichen Jahren schlägt Scipio die Karthager entscheidend bei Zama. Der Weg zur Einigung Italiens unter Roms Führung, der Weg zur Weltherrschaft ist freigekämpft. Man schreibt das Jahr 200 vor unserer Zeitrechnung. In den folgenden Jahrzehnten ziehen Roms Legionen hinaus in die Welt, und siegreich wehen ihre Standarten in Makedonien und in Griechenland, in Spanien und in Afrika, in Kleinasien. Karthago wird dem Erdboden gleichgemacht, vierzehn Tage wütet der Brand, und die wenigen Überlebenden werden als Sklaven verkauft. Korinth wird zerstört, und das alte Numantia auf der Pyrenäenhalbinsel. Alle Völker ringsum beugen sich dem Machtspruch Roms: Aus dem Gefangenen des Mittelländischen Meeres ist sein Beherrscher geworden.

Wieder naht Gefahr: Hoch aus dem Norden, von fernem Meer, aus Jütland kommen die Cimbern, vereinigen sich mit den Teutonen, erhalten Zuzug

IM VISIER:

Schweiß spart Blut

Beim Vorgehen zum Angriff unterscheiden sich in vielen Kompanien die jungen Soldaten durch eine kleine Äußerlichkeit von den alten:

Bei den jungen hängt der kurze Spaten friedlich am Koppel, um erst bei Bedarf freigemacht zu werden. Die Alten stecken ihn sich mit einer gewissen Sorgfalt mit dem Blatt nach oben vorn ins Koppel.

Als junge Fähnriche erhielten wir vor dem Kriege an der Infanterieschule den ersten praktischen Unterricht zum Eingraben ohne Spaten. Es war das etwas hart, aber unsere Lehrer waren Weltkriegsoffiziere. Wir sollten selbst sehen, wie es ist, wenn sich der Mensch mit Fingernägeln, Ellenbogen, Knien und Füßen in die Erde arbeiten muß. Diese Lehre saß: Viele von uns übergaben als Kompaniechefs den Rekruten symbolisch gleichzeitig mit dem Gewehr den Spaten. Damit war das Wesentliche gesagt:

Der Spaten ist wie das Gewehr eine Waffe.

Daß sich eine Kompanie in der Verteidigung eingräbt, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Daß sie es aber im Angriff oft unterläßt, beruht zum großen Teil auf einer falschen Vorstellung, die ein junger Soldat vom Angriffsverlauf hat.

Unter der Einwirkung der heutigen Waffen ist der Angriff im allgemeinen kein zügiges Vorgehen, und zum eigentlichen Sturm wird er meist erst im allerletzten Augenblick, obwohl auch hier kein Gefecht dem anderen gleicht. Der Angriff ist zunächst ja ein Vorboxen der Kompanien und Züge durch den Feuerschutz der schweren Waffen. Wenn diese nachfolgen und sich neu aufbauen, entstehen Pausen. Der einzelne Grenadier, der, an den Boden gepreßt, nur ein Blickfeld von wenigen Metern hat, weiß selbstverständlich nie, ob es sich um einen solchen Angriffsabschnitt handelt, wie lange die Pause dauert und was überhaupt die Absicht der Führung ist. Die Pause kann einige Minuten, aber auch einen Tag dauern. Er weiß aber auch nicht, und das ist das Wesentliche, ob ihn nicht im nächsten Augenblick eine MG-Garbe faßt oder Granaten in seiner Nähe einschlagen. Alles ist ihm ungewiß. Es kommt aber für ihn darauf an, sich selbst voll kampfkräftig an den Feind zu bringen. Es gibt für den Grenadier im Angriff daher eigentlich nur drei Tätigkeiten: Laufen, Schießen oder Graben.

Da der Angriff eine große Tiefe hat, kommt seine rasch ausgebaute Deckung nicht nur ihm, sondern allen folgenden Kameraden zugute.

Der Grenadier weiß auch nie, ob nicht bei so einer Angriffspause auf einmal der Feind im Gegenstoß vor ihm erscheint. Hat er dann keine Stellung oder Deckung, so wird er als erster überrannt.

Nicht alle Verluste sind dem Schicksal zuzuschreiben, sondern ein gewisser Teil von ihnen der Faulheit oder Ungeschicklichkeit des einzelnen.

Wir können es uns im deutschen Heere nicht leisten, Opfer aus Nachlässigkeit zu bringen. Unsere Überlegenheit über die Massen der Sowjets sehen wir in unserer Härte und in der klaren Überlegung, die den einzelnen leitet.

Wir werden daher auch im Zustand völliger Erschöpfung im Angriff zum Spaten greifen, um unsere Kampfkraft zur Entscheidung einsetzen zu können. Hauptmann Beck-Broichsitter

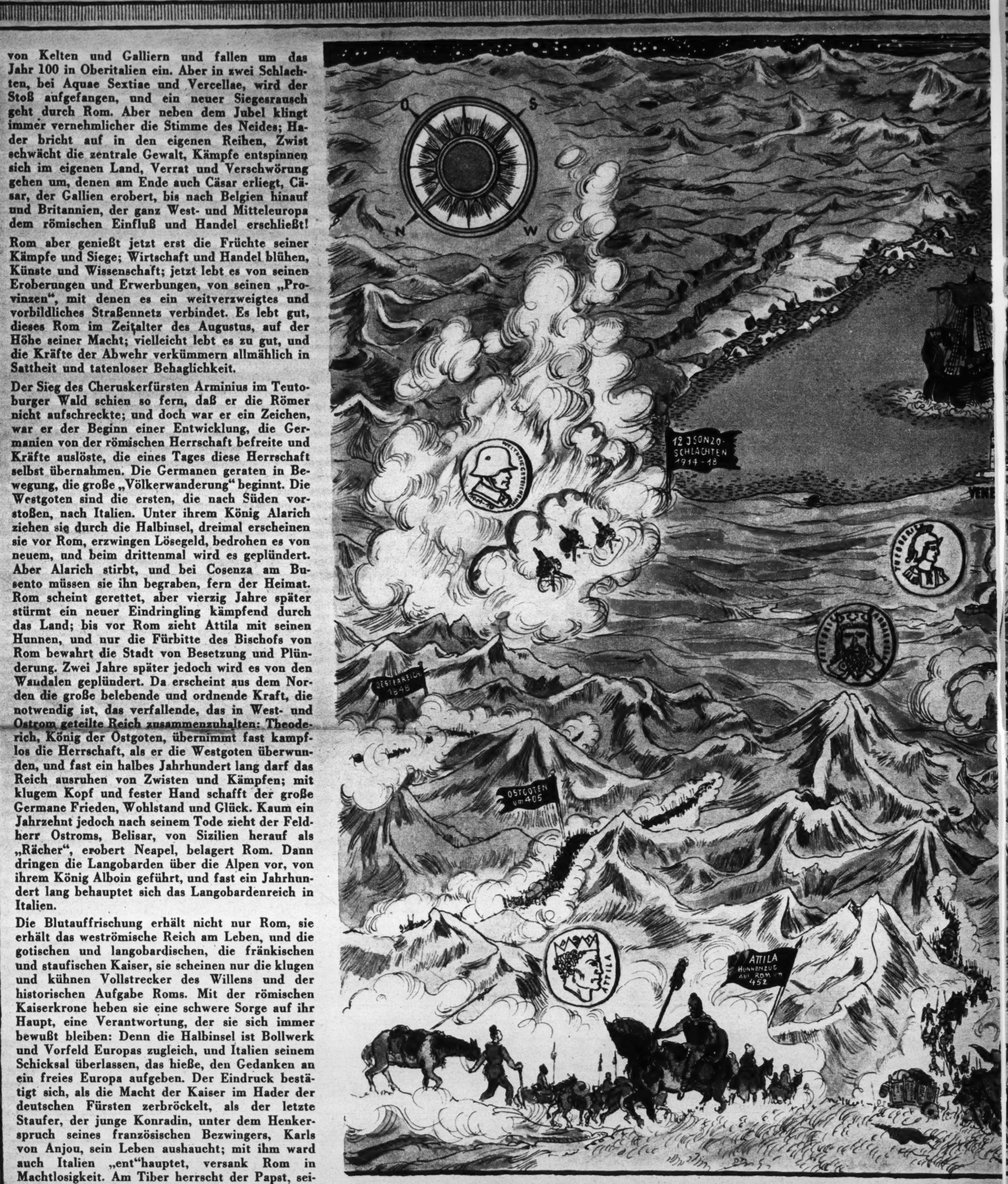
von Kelten und Galliern und fallen um das Jahr 100 in Oberitalien ein. Aber in zwei Schlachten, bei Aquae Sextiae und Vercellae, wird der Stoß aufgefangen, und ein neuer Siegesrausch geht durch Rom. Aber neben dem Jubel klingt immer vernehmlicher die Stimme des Neides; Hader bricht auf in den eigenen Reihen, Zwist schwächt die zentrale Gewalt, Kämpfe entspinnen sich im eigenen Land, Verrat und Verschwörung gehen um, denen am Ende auch Cäsar erliegt, Cäsar, der Gallien erobert, bis nach Belgien hinauf und Britannien, der ganz West- und Mitteleuropa dem römischen Einfluß und Handel erschließt!

Rom aber genießt jetzt erst die Früchte seiner Kämpfe und Siege; Wirtschaft und Handel blühen, Künste und Wissenschaft; jetzt lebt es von seinen Eroberungen und Erwerbungen, von seinen „Provinzen", mit denen es ein weitverzweigtes und vorbildliches Straßennetz verbindet. Es lebt gut, dieses Rom im Zeitalter des Augustus, auf der Höhe seiner Macht; vielleicht lebt es zu gut, und die Kräfte der Abwehr verkümmern allmählich in Sattheit und tatenloser Behaglichkeit.

Der Sieg des Cheruskerfürsten Arminius im Teutoburger Wald schien so fern, daß er die Römer nicht aufschreckte; und doch war er ein Zeichen, war er der Beginn einer Entwicklung, die Germanien von der römischen Herrschaft befreite und Kräfte auslöste, die eines Tages diese Herrschaft selbst übernahmen. Die Germanen geraten in Bewegung, die große „Völkerwanderung" beginnt. Die Westgoten sind die ersten, die nach Süden vorstoßen, nach Italien. Unter ihrem König Alarich ziehen sie durch die Halbinsel, dreimal erscheinen sie vor Rom, erzwingen Lösegeld, bedrohen es von neuem, und beim drittenmal wird es geplündert. Aber Alarich stirbt, und bei Cosenza am Busento müssen sie ihn begraben, fern der Heimat. Rom scheint gerettet, aber vierzig Jahre später stürmt ein neuer Eindringling kämpfend durch das Land; bis vor Rom zieht Attila mit seinen Hunnen, und nur die Fürbitte des Bischofs von Rom bewahrt die Stadt von Besetzung und Plünderung. Zwei Jahre später jedoch wird es von den Wandalen geplündert. Da erscheint aus dem Norden die große belebende und ordnende Kraft, die notwendig ist, das verfallende, das in West- und Ostrom geteilte Reich zusammenzuhalten: Theoderich, König der Ostgoten, übernimmt fast kampflos die Herrschaft, als er die Westgoten überwunden, und fast ein halbes Jahrhundert lang darf das Reich ausruhen von Zwisten und Kämpfen; mit klugem Kopf und fester Hand schafft der große Germane Frieden, Wohlstand und Glück. Kaum ein Jahrzehnt jedoch nach seinem Tode zieht der Feldherr Ostroms, Belisar, von Sizilien herauf als „Rächer", erobert Neapel, belagert Rom. Dann dringen die Langobarden über die Alpen vor, von ihrem König Alboin geführt, und fast ein Jahrhundert lang behauptet sich das Langobardenreich in Italien.

Die Blutauffrischung erhält nicht nur Rom, sie erhält das weströmische Reich am Leben, und die gotischen und langobardischen, die fränkischen und staufischen Kaiser, sie scheinen nur die klugen und kühnen Vollstrecker des Willens und der historischen Aufgabe Roms. Mit der römischen Kaiserkrone heben sie eine schwere Sorge auf ihr Haupt, eine Verantwortung, der sie sich immer bewußt bleiben: Denn die Halbinsel ist Bollwerk und Vorfeld Europas zugleich, und Italien seinem Schicksal überlassen, das hieße, den Gedanken an ein freies Europa aufgeben. Der Eindruck bestätigt sich, als die Macht der Kaiser im Hader der deutschen Fürsten zerbröckelt, als der letzte Staufer, der junge Konradin, unter dem Henkerspruch seines französischen Bezwingers, Karls von Anjou, sein Leben aushaucht; mit ihm ward auch Italien „ent"hauptet, versank Rom in Machtlosigkeit. Am Tiber herrscht der Papst, seinen „Kirchenstaat" immer mehr erweiternd, im Lande draußen aber raffen Städte, Grafen und Herzöge die Macht an sich, und im späteren Mittelalter haben Namen wie Venedig oder Genua, Mailand oder Florenz oder Verona einen besseren Klang in der Welt als jener der „Ewigen Stadt", wie auch im Norden der Städtebund der mächtigen Hanse den Ruf und das Ansehen des Reiches wirksamer repräsentiert als Kaiser und Staat.

Viele Mächte waren in den Jahrhunderten zuvor am Werk, die glückliche Verbindung zwischen Römern und Germanen zu stören; nicht zuletzt war es die christliche Kirche, waren es ehrgeizige Päpste, die das Machterbe Roms antreten wollten.



Karl der Große noch fühlte sich mächtiger als der Papst und ließ sich von ihm in Rom zum Kaiser krönen; seine Nachfolger jedoch mußten immer wieder nach Italien ziehen, dort Ordnung zu schaffen und die Päpste in ihre Schranken zu verweisen, die die römische Kaiserkrone — als kirchlichen Lehen huldvoll (und nur gegen beträchtlichen Macht- und Landzuwachs!) verleihen wollten. Und wenn sie sich stark genug fühlten, schleuderten sie den Bannstrahl gegen einen Unbotmäßigen, wie Papst Gregor VII. den Bannfluch gegen Heinrich IV. aussprach, um seine Macht zu brechen. Heinrich tat den „Gang nach Canossa", er beugte das Knie vor dem Papst, aber — er beugte nicht seinen Willen, und zu spät erst erkannte Gregor, daß er nur einen „Pyrrhus-Sieg" erfochten. Sechs Züge nach Italien unternahm Friedrich Barbarossa, in Italien Ordnung und Frieden zu schaffen und — Deutschlands europäische Vormachtstellung in Italien zu verteidigen und zu festigen.

Bis die Führung in Europa an Frankreich überging; vier Kriege führte es gegen Spanien — um die Herrschaft in Italien, das aufgeteilt war in Kirchenstaat, in bedeutungslose Fürsten- und Herzogtümer, in wirtschaftlich mächtige Stadtstaaten und in „Kolonien", um die Spanier und Franzosen blutig sich stritten. Dann trat Bonaparte auf den



setzte die Welt in Erstaunen durch seinen über die Alpen, seine Schlachten in Ober-n, seine Siege, die gekrönt wurden durch n Einzug in Rom: der Korse ward König von n! Noch einmal besetzten die Franzosen die ge Stadt", noch einmal hallen Schlachtenlärm Kriegsgetümmel durch Oberitalien, klingen en auf wie Custozza und Novarra, Magenta Solferino; noch einmal verkündet Italien stolz Parole seines „sacro egoismo", sucht mit die-Schlachtruf seinen Verrat am Dreibund zu en und rennt in zwölf verlustreichen Isonzo-chten vergeblich gegen die deutsche Vertei-g an. Aber der Begriff Rom gewinnt politisch erst wieder Klang und Inhalt, als Mussolini ihm neues Leben gibt und eine neue Kraft.

Garibaldi, der 1860 mit seinem „Zug der Tausend" nach Sizilien zielte, um von dort, von Süden her, das Vaterland und Rom seinem nationalen Gedanken zu erobern, und Cavour, der kluge und weitsichtige Staatsmann, der nur in der Einigung die Möglichkeit sah zum Wiederaufstieg: sie waren die Wegbereiter Mussolinis, des Duce, der die Lehre der Jahrtausende zu neuer Geltung brachte: Italien kann nur leben, wenn es das Meer beherrscht; es kann nur Beherrscherin des Mittelmeers sein, sonst wird es sein Gefangener, ein Sklave der andern.

Viel germanisches Blut ist um und in Italiens Erde geflossen; viel germanisches Blut fließt noch heute in den Adern vieler Italiener: Vor einem Jahrtausend schon schuf die Geschichte diese „Achse" des Blutes, die Achse, ohne die Europa die Kraft einbüßt, seine Freiheit zu verteidigen, sei es gegen den Bolschewismus des Ostens oder die Plutokratie des Westens.

Deutsche Soldaten verteidigen heute den Boden Italiens gegen die fremden Eindringlinge. Wieder klingen die Namen auf, die vor Jahrhunderten schon die Welt aufhorchen ließen, und wie damals weiß sie es heute: auf den Schlachtfeldern Italiens wird um das Schicksal Europas gekämpft! Und: es wird gesiegt werden!

Hans Nirwan

WERNER KRUSE



H 1248 hat das letzte Wort

DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE EINES TORPEDOS · VON HERBERT F. SCHIDLOWSKY

Dies geschah an einem wolkenverhängten und regnerischen Maitage des Jahres 1904 auf der Meeresstraße von Tsuschima während der großen Seeschlacht, die mit der Vernichtung des russischen 2. pazifischen Geschwaders durch den Admiral Togo endete:

„. . . Torpedo, Achtung . . . Los!“ rief Leutnant Jizo Kanura von der 10. japanischen Torpedoboots-Division mit vor Erregung ein wenig schwankender Stimme, ohne das Fernglas von den Augen zu nehmen.

Mit scharfem Zischen schoß H 1248 aus dem Bugrohr des Flottillenführers „Okinawa Maru“ in die flaschengrünen Wellen des koreanischen Meeres und setzte sich mit emsig quirlenden Propellerschrauben pfeilschnell in Bewegung. Das Ziel, dem es nun gehorsam und unbeirrbar zustrebte, war der russische Panzerkreuzer „Suworow“, der eine knappe Seemeile entfernt qualmumhüllt dahintrieb wie eine phantastische und unheimliche Vision. Der „Suworow“ lag still, das brausende Gedröhn seiner mächtigen Maschinen war unter dem konzentrischen Feuer des japanischen Geschwaders längst erstorben und verstummt. Masten und Schornsteine waren zerschossen, ein Gewirr von Eisentrümmern bedeckte das Vorschiff.

In atemloser Spannung, ganz dem ungeheuren Erlebnis des Augenblicks hingegeben, verfolgte Leutnant Kanura vom Bord der „Okinawa Maru“ die silberperlende Spur des Projektils, das dazu bestimmt war, dem „Suworow“ den Gnadenstoß zu geben. Sein Gesicht war bleich und in der Erregung wie erstarrt, nur die schmalen Lippen darin bewegten sich lautlos und unablässig, als flüsterten sie Worte leidenschaftlicher Beschwörung. Kanura war noch jung, ein Knabe fast, und in seinem Herzen brannte jung und rein die Liebe zu Nippon.

Schon hatte H 1248 drei Viertel der trennenden Entfernung durchmessen — unaufhaltsam wie ein Verhängnis, vor dem es kein Entrinnen gibt, schoß sein Tod und Vernichtung bringender Bronzeleib in pfeilgeradem Lauf auf das Opfer zu. Nur wenige Augenblicke noch — und das Schicksal des „Suworow“ schien endgültig besiegelt . . .

Doch ein gnädiger Zufall wollte es anders. Er fügte es, daß eine lange rauchgeschwärzte Planke, die aufrecht in den Wellen trieb, im entscheidenden Augenblick H 1248's Bahn kreuzte und dabei wie spielerisch gegen die arbeitenden Schraubenflügel stieß. So leicht der Anprall auch war — für das russische Flaggschiff war er von wahrhaft schicksalsschwerer Bedeutung! Denn die durch ihn bewirkte geringe Kursablenkung ließ das Torpedo um Haaresbreite das Ziel verfehlen: Hart am Heck des „Suworow“ vorbeijagend, traf es ins Leere.

Diesen Zwischenfall zu beobachten blieb dem Leutnant Kanura übrigens erspart: Kaum eine Sekunde zuvor hatte der zackige Splitter einer russischen 12-Zentimeter-Granate zischend seine schmächtige Brust durchpflügt und das Leben darin so plötzlich zum Erlöschen gebracht wie eine Sturmbö ein Kerzenlicht. Indes drehte die „Okinawa Maru“ an der Spitze der 10. japanischen Torpedoboots-Division mit schäumendem Bug hart nach Steuerbord ab; indes vom Himmel gnädig und erbarmungsvoll die Abenddämmerung herabsank, preschte H 1248 mit nun immer langsamer quirlenden Schrauben weiter südwärts — hinter sich lassend die „Okinawa“ und den sinkenden „Suworow“, hinter sich lassend Tsuschima und das donnernde Gelärm der großen Schlacht auf dem Meer . . .

*

Dies wiederum geschah 52 Tage später unter einem wolkenlos kobaltblauen Tropenhimmel, von dem die Sonne senkrecht niederflammte wie eine weißleuchtende Magnesiumfackel:

An der Backbordreling des schwedischen Dreimastschoners „Anna Christina“, mit einer Reisladung unterwegs von Kalkutta nach San Franzisko, lehnte müßig der Vollmatrose Svensson II und blinzelte aus schläfrigen Augen auf das Meer hinaus. Es gab nicht viel zu sehen auf dem Meer, das sich träge wogend, leer und grenzenlos in schillernder Bläue von Horizont zu Horizont dehnte — bestenfalls die dreieckige Rückenflosse eines Hais, die hier und dort messerscharf die Dünung durchschnitt, oder, am fernen westlichen Horizont, die hauchzart nebelnden Umrisse der Philippineninsel Mindanao, auf deren Höhe die „Anna Christina“ nun schon seit vollen achtundvierzig Stunden hoffnungslos in der Flaute festlag.

Plötzlich richtete sich Svensson mit jähem Ruck auf, während seine Augen, die seltsam hell und wie ausgeblichen im Tiefbraun des Gesichts standen, sich verdutzt weiteten: ihr Blick war ganz von ungefähr auf ein langgestrecktes, metallisch schimmerndes Etwas gefallen, das kaum eine Schiffslänge entfernt backbords herantrieb, leicht und spielerisch in den Dünungswellen tanzend wie ein Flaschenkork . . .

Der Matrose Svensson hatte nicht umsonst drei Jahre in der schwedischen Kriegsmarine gedient — er war in kriegstechnischen Dingen beschlagen genug, um in besagtem Etwas ohne Schwierigkeit ein Torpedo zu erkennen, und zwar ein Torpedo durchaus moderner und offenbar amerikanischer Konstruktion, wie es beispielsweise seit einigen Jahren die Howell-Werke in Pittsburg herstellten.

„Verdammt ja — ein Torpedo!“ murmelte Svensson verblüfft, kratzte sich ratlos den schwarzgebrannten Nacken und rannte dann in hastigen Sätzen zum Vorschiff, um sich hier seine seltsame Entdeckung genauer zu betrachten.

Von Wellen und Strömung getragen, schaukelte H 1248 näher — langsam, unendlich langsam, rollend und schlingernd, bis es schließlich dicht an der Bordwand lag. Und gleichsam geheimnisvollen Gesetzen der Anziehung gehorchend, stieß seine funkelnde Spitze nun in sachtem Aufprall gegen die muschelbewachsenen Schiffsplanken . . .

Es war nur ein ganz leiser, kaum hörbarer Klopfton, mit dem dies geschah — dennoch ließ er den Mann hinter der Reling so heftig zusammenfahren wie das Aufdröhnen eines Kanonenschusses: denn hinter der Stirn dieses Mannes war plötzlich und mit schneidender Klarheit die Erkenntnis erwacht, daß die bronzene Riesenzigarre, die da unten in den Wellen auf und nieder tanzte, den Tod umschlossen hielt — einen brüllenden, jäh aufzuckenden Tod in Gestalt von 100 Kilogramm Schießbaumwolle, genug und übergenug, um die alte „Anna Christina“ im Sekundenbruchteil mit Mann und Maus in den blauen Tropenhimmel zu blasen.

Svensson spürte bei dieser Vorstellung plötzlich eine sonderbare Weichheit in den Kniegelenken, und seine Lippen begannen leise zu beben.

Svensson II war von Natur weder besonders mutig noch entschlossen. Jetzt jedoch machte ihn die Todesangst zum Helden — und zwar innerhalb einer einzigen Zehntelsekunde: mit blitzschnellem, nur vom Instinkt der Selbsterhaltung diktiertem Entschluß sprang er über die Reling ins Wasser, umklammerte den todgeladenen Kopf des Projektils krampfhaft mit beiden Armen und begann aus Leibeskräften zu strampeln. Wenige Augenblicke später hatte er H 1248 so weit von der „Anna Christina“ wegbugsiert, daß jede unmittelbare Gefahr für den Schoner beseitigt war. Keuchend vor Anstrengung machte er nun kehrt, um zum Schiff zurückzuschwimmen.

Er hat es nie erreicht.

UNSERE KNOBELECKE

Kammrätsel

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Die Buchstaben A — A — A — B — E — E — E — E — E — E — E — E — G — H — H — H — I — I — L — L — L — M — M — M — N — R — R — R — R — R — S — T — T — T — T — T — T — T — U — U — U sind so in die freien Felder des Kammes einzusetzen, daß senkrecht Wörter folgender Bedeutung entstehen:

1. Werkzeug, 2. muskelstarker Mann, 3. Zeitmaß, 4. aus Milch gewonnenes Fett, 5. Herrenmantel, 6. storchartiger Vogel, 7. Arbeitsentgelt.

Der Kammrücken nennt eine deutsche Großstadt.

Silbenrätsel

Aus den nachstehenden 28 Silben sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Sprichwort ergeben.

ah — al — bar — chen — dei — der — ge — grie — in — la — land — lant — lin — lom — ly — ma — mu — nach — ne — ni — si — sol — ter — to — um — ur — vall — zy

Bedeutung der Wörter: 1. Kalender, 2. norditalienische Landschaft, 3. Gift, 4. geometrischer Körper, 5. Vorfahre, 6. Balkanstaat, 7. Kostenerhebung, 8. abgekürzter männlicher und weiblicher Vorname, 9. musikalischer Zwischenraum, 10. Krankheit oder Gebrechen Vortäuschender.

WER HAT'S GERATEN?

1	11	6	16
8	14	3	9
15	5	12	2
10	4	13	7

Auflösungen aus der vorigen Folge

Ein magisches Zahlenquadrat. Siehe Bild links.

Karree-Rätsel: 1. Fermate, 2. Regen, 3. Minute, 4. Schadow, 5. Sirene, 6. Undine, 7. Schrift. — Große Menschen reden einfach wie die Natur.

Knappe zwei Meter vor der Bordwand sackte Svensson II, unbestreitbarer Lebensretter zwölf schwedischer Seeleute und einer aus Singapore stammenden chinesischen Schiffskatze, plötzlich ab und versank. Niemand an Bord der „Anna Christina" hat je von seiner Tat erfahren, niemand das Rätsel seines Todes zu lösen vermocht. Dabei war es nur ein simpler Herzschlag, der Svenssons Leben auslöschte — lautlos, prompt und unwiderruflich.

*

Es wandert, Tage und Monate später, mit kleinen trippelnden Schritten ein Mann über den Südstrand von Moru, grau und gebeugt vom Alter.

Jeder auf Moru, auf Api, Olulu und Aruta, auf all den Inseln und Inselchen des weltverlorenen kleinen Archipels wüßte seinen Namen, wüßte selbst um den Zweck seines einsamen Strandspaziergangs: Tuahini ist es, der alte Dorfhäuptling von Moru, den sie seines trippelnden Ganges wegen die „Bachstelze" nennen, auf seiner abendlichen Krabbenjagd. Eifrig späht er nach Beute aus, sein bunter Federumhang bläht sich im Winde und sein seltsames Ballettröckchen aus Bastfasern wippt knisternd auf und nieder. So trippelt er eilig seines Weges, bald hier, bald dort mit langem Stabe die angeschwemmten Tanghaufen durchstochernd, und macht dann plötzlich wie angewurzelt halt, während sich seiner Kehle ein krächzender Laut der Überraschung entspringt.

Tuahini, die Bachstelze, hat H 1248 entdeckt.

Ja, H 1248 ist angelangt: angelangt an dem Ziel, das ihm Winde und Wellen und nicht zuletzt das Schicksal bestimmten. Es war ein weiter Weg von Tsuschima nach Moru, reich an Abenteuern und Fährnissen. Still zu des alten Tuahinis Füßen liegt nun H 1248, eingebettet im rosigen Korallensand, sanft umspült von den Brandungswellen: lange Algenfäden durchflechten seine Propellerschrauben, auf seinen bronzenen Flanken nisten Muscheln und Seepocken.

Wohl eine volle Minute steht Tuahini völlig bewegungslos, wie gebannt starrend. Dann trippelt er, Schrittchen um Schrittchen, näher — niederkauernd streckt er die Greisenhand, braun und runzlig wie ein Tabakblatt, und legt sie behutsam auf das fremde kühle Metall.

Noch in der gleichen Nacht — einer mondlosen Tropennacht, die wie ein schweres, samtschwarzes Tuch über Meer und Insel liegt —, hält H 1248 unter Beteiligung der ganzen Inselbevölkerung feierlichen Einzug in Moru. Nun ruht er, Sendbote einer fernen fremden Welt, menschenumdrängt auf weichen Bastmatten im Männerhaus, dessen Betreten den Frauen strengstens verboten ist, und spiegelt in festlichem Glanze das flackernde Licht der Fackeln, die ihm zu Ehren verschwenderisch entzündet wurden. Und hier in dem großen menschengefüllten Pfahlbau, da Hunderte von Augen ihn bestaunen, Hunderte von Händen ihn neugierig betasten, befühlen, beklopfen — hier geschieht etwas sehr Sonderbares. Es geschieht, daß H 1248 noch einmal zu kurzem trügerischem Leben erwacht: Durch irgendeine unbedachte Berührung in Bewegung gesetzt, drehen sich die muschelumkrusteten Propellerschrauben sekundenlang müde durch die Luft und stehen dann wieder still, endgültig und für immer . . .

Der Eindruck dieses Zwischenfalls ist ungeheuer. Was uns, Menschen eines sachlichen Maschinenzeitalters, nur als ein höchst nüchterner technischer Vorgang — für Morus braune Naturkinder ist es ein überwältigendes und unfaßbares Wunder. Das Stimmengewirr verstummt wie abgerissen — es wird still im Männerhaus, totenstill. Tuahini erwacht als erster aus der Verzauberung, mit zitternder Stimme ordnet er an: H 1248 ist unter strengstes Tabu gestellt, niemand mit Ausnahme der Mitglieder des Ältestenrates darf fortan das Männerhaus betreten.

Damit ist H 1248 über Nacht zu einer Gottheit geworden, vor der eine tausendköpfige polynesische Inselbevölkerung in abergläubischer Scheu sich beugt . . .

Tuahinis Autorität ist gewaltig gewachsen. Sein Wort ist für alle Dörfer und Siedlungen oberstes Gesetz. Berufener Hohepriester der neuen Gottheit, die seinem Leben Sinn und Inhalt, seinem Alter ein Ziel gab, verbringt er viele Stunden des Tages einsam im Männerhaus, still in verzückte Betrachtung versunken und grübelnd bemüht, des goldenen Gottes Wesen und Geheimnis zu ergründen. Und während seine Hände dann wie liebkosend über die kühle, funkelnde Bronze gleiten, geschieht es mitunter, daß ein gepeinigtes Zucken über sein welkes Gesicht geht und daß seine Lippen sich lautlos bewegen, als flüsterten sie Worte leidenschaftlicher Beschwörung . . .

In diese gesegnete Zeit fällt wie ein dunkler Schatten der alljährliche Besuch König Tongos, des Herrn und Gebieters der Inselgruppe, zu der Moru gehört. Tongo ist ein harter und grausamer Herrscher, dessen Faust schwer und drückend auf allen Inseln liegt: Es ist die Faust eines fremden Eroberers und daher doppelt schwer zu ertragen. Denn Tongo gehört einer blutfremden Südseerasse an — er kam vor Jahren mit seinen Männern, seltsam dunkelhäutigen und plattnasigen Melanesiern, von Süden her über das Meer und machte sich in jahrelangen grausamen Kämpfen die ganze Inselgruppe tributpflichtig. Seine Residenz ist Olulu, das größte und volkreichste Eiland des Archipels.

Doch diesmal hat König Tongos Besuch auf Moru noch einen anderen Zweck als das Einholen des fälligen Jahrestributs an Kokosnüssen und Bastmatten: Tongo will mit eigenen Augen das Wunder sehen, von dem das Gerücht so erstaunliche Dinge zu berichten weiß.

Hunderte folgen ihm schweigend, als er in wallendem Königsmantel inmitten seiner Leibgarde den Weg zum Versammlungshaus entlangschreitet. Hunderte starren ihm finster nach, als er an Tuahinis Seite die Bambusleiter zu H 1248's Tempel emporsteigt. Und Hunderte warten stumm und haßerfüllt, lauschen mit angehaltenem Atem . . .

Bis es dann plötzlich wie ein Lauffeuer alarmierend durch die Menge geht, weitereilt von Hütte zu Hütte, von Siedlung zu Siedlung: Tongo will Moru den goldenen Gott rauben, Tongo beansprucht Morus Heiligtum für sich!

Als sich die schweren Tore des Versammlungshauses endlich wieder öffnen, gellt Tongo ein vielhundertstimmiges leidenschaftliches Nein! entgegen. Die kleine Insel Moru hat dem allmächtigen König den Kampf angesagt. Moru rebelliert.

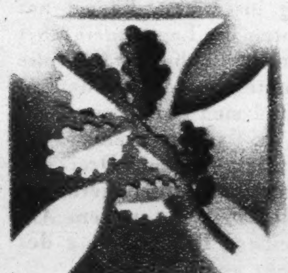
Dumpf und pausenlos dröhnen Tuahinis Signaltrommeln durch die Stille und tragen die Botschaft zu den entlegensten Siedlungen: Tuahini ruft alle Männer zum Kampf auf, Tuahini befiehlt den heiligen Krieg gegen Tongo, der Morus goldenen Schutzgott rauben will . . .

*

Moru erwartet den Feind. Längst haben die Späher das Auslaufen der feindlichen Flotte gemeldet. Leer und verlassen, wie ausgestorben, scheint Dorf und Lagunenstrand, und in den reglosen Palmenwipfeln gurren friedevoll die Krontauben. Frauen und Kinder haben sich vor Stunden schon auf versteckten Buschpfaden in Sicherheit gebracht. Es ist Männersache, was nun kommen soll.

Im Versammlungshaus, das freistehend auf hohen Pfählen erbaut ist und einen weiten Ausblick auf Dorfplatz, Lagune und Meer bietet, hat Tuahini sein Hauptquartier aufgeschlagen. Tuahini ist allein. Nur drei halbwüchsige Knaben, als Meldeläufer dienend und dazu bestimmt, die notwendige Verbindung mit Morus Streitkräften aufrechtzuerhalten, kauern auf den Stufen der Bambusleiter.

Gegen Mittag hat König Tongos Flotte die Laguneneinfahrt erreicht. Es sind insgesamt zwölf



DER FÜHRER VERLIEH DAS EICHENLAUB ZUM RITTERKREUZ

Oberst Eugen König,
Kommandeur eines Grenadier-Rgts., als 318. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalleutnant Hermann Recknagel,
Kommandeur der 111. Infanterie-Div., als 319. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann d. R. Siegfried Grabert,
Kompaniechef in einem Lehr-Rgt., als 320. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberstleutnant Heinrich Kiesling,
Führer eines Grenadier-Regiments, als 321. Soldaten der deutschen Wehrmacht

General der Panzertruppen Otto von Knobelsdorff,
Kommand. General eines Armeekorps, als 322. Soldaten der deutschen Wehrmacht

General der Artillerie Maximilian Angelis,
Kommand. General eines Armeekorps, als 323. Soldaten der deutschen Wehrmacht

General der Artillerie Erich Brandenberger,
Kommand. General eines Armeekorps, als 324. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Major Otto-Ernst Remer,
Bataillonskommandeur im Grenadier-Regiment „Großdeutschland", als 325. Soldaten der deutschen Wehrmacht

DAS RITTERKREUZ ZUM EISERNEN KREUZ

Hauptmann d. R. Robert Alber,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Regiment

Leutnant Franz Amann †,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Friedrich Anders,
Zugführer in einer Panzer-Aufklärungs-Abteilung

Oberwachtmeister Walter Beutler,
Führer eines Sturmgeschützes

Oberleutnant Fritz Biermann,
Kompanieführer in einer Panzer-Aufklärungs-Abteilung

Rittmeister Hans Boehmer,
Kommandeur einer Aufklärungs-Abt.

Obergefreiter Georg Bonk,
in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant Bernhard Brambrink,
Kompanieführer in einem Pionier-Batl.

Oberfeldwebel Gerhard Brehme †,
Zugführer in einer Panzer-Abteilung

Oberleutnant d.R. Kurt Christofzik,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberstleutnant i. G. Johannes Deegener †,
Führer eines Jäger-Regiments

Oberst Rudolf Demme,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Regiments

Oberleutnant Hans-Werner Deppe,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Unteroffizier Johann Drexel,
Geschützführer in einer Pak-Kompanie

Hauptmann Hans Drexler,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant Walter Eggers,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Feldwebel Johann Eisgruber,
Führer eines Pionierzuges in einem Grenadier-Regiment

Feldwebel Walter Fasel,
Zugführer in einem Füsilier-Regiment

Oberleutnant d. R. Werner Flack,
Kompaniechef in einem Jäger-Regiment

Generalleutnant Werner Forst,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Major Helmut Groß,
Kommandeur eines Füsilier-Bataillons

Fahnenjunker-Oberfeldwebel Kaspar Harscheidt,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Leutnant Wilhelm Hilgers †,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Generalleutnant Friedrich Hochbaum,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberleutnant d. R. Egon Holzapfel,
Regimentsadjutant in einem Grenadier-Regiment

Leutnant d. R. Herbert Horten,
Batteriechef in einem Artillerie-Regiment

Generalleutnant Wolfgang von Kluge,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberleutnant d.R. Wilhelm Koenig,
Schwadronschef in einem Kavallerie-Rgt.

Feldwebel Georg König,
Zugführer in einem Panzer-Regiment

Oberfeldwebel Helmut Kohla,
Zugführer in einer Panzer-Abteilung

Obergefreiter Walter Kuhn,
Richtschütze in einer Panzerjäger-Abt.

Generalleutnant Vollrath Lübbe,
Kommandeur einer Panzer-Division

Oberleutnant Walter Luitjens,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Eberhard Maisel,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Alfred Matern,
Zugführer in einem Füsilier-Regiment

Hauptmann Ernst Metelmann,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Feldwebel Hans Niedzwetzki,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Major Friedrich Richter,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant d. R. Hans-Georg Romeike,
Kompaniechef in einem Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Josef Rotter,
Zugführer in einem Jäger-Regiment

Oberstleutnant Heinrich Bronsart von Schellendorf,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Regiments

Feldwebel Wilhelm Schlang,
Zugführer in einer Panzerjäger-Abteilung

Sanitätsunteroffizier Franz Schmitz,
in einem Grenadier-Regiment

Feldwebel Josef Schwabenberger,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Leutnant d. R. Herbert Seiler,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Generalleutnant Siegmund Freiherr von Schleinitz,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Leutnant August Staar,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberleutnant d. R. Ludwig Streit,
Batterieführer in einem Artillerie-Rgt.

Hauptmann Jakob Thumann,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Major Rudolf Trittel,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Gerhard Virkus,
in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Major Walter Vogel,
Kommandeur eines Grenadier-Bataillons

Generalleutnant Nikolaus von Vormann,
Kommandeur einer Panzer-Division

Feldwebel Jakob Weber,
Halbzugführer in einer Panzer-Abteilung

Oberst Helmut Wohlfahrt,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Otto Wohlfeil,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment



FILMNACHWUCHS, DER EUCH GEFÄLLT (IV)

Lisca Malbran

Sie ist noch ein völlig unbeschriebenes Blatt, wie man zu sagen pflegt, mehr noch als ihre jungen Kameradinnen, die wir euch bisher an dieser Stelle zeigten. Denn Lisca Malbran hat wohl wie sie eine schauspielerische Ausbildung hinter sich — sie kommt aus der Nachwuchsschule des Deutschen Theaters in Berlin —, fand aber nicht erst über die Bühne den Weg zum Film, sondern wurde direkt vom Fleck weg für den Ufa-Film „Junge Herzen" verpflichtet. Sie stammt freilich aus einer Filmfamilie, ist also „erblich belastet". Zusammen mit Ingrid Lutz spielt sie die tragende Rolle in „Junge Herzen", einem Nachwuchsfilm, von dessen Experiment man viel erwartet. Denn in diesem Film wird nichts von Routine zu finden sein, auch wird sicher noch nicht die letzte Ausdruckskraft erreicht werden, aber das wird bei weitem aufgewogen werden durch die Frische, das unbekümmerte Draufgängertum und durch die Begeisterung, mit der Lisca Malbran und die anderen jungen Darstellerinnen an ihre Aufgabe herangegangen sind. So wurde ein Stück wirkliches Leben daraus, ein Frühlingserwachen mit allen seinen heiteren und ernsten Konflikten.

große hochbordige Kriegskanus, vollbemannt und waffenstarrend. Sie bieten einen prächtigen Anblick, wie sie nun in Kiellinie langsam das schillernde Blau der Bucht durchfurchen, zehn Meter über den wallenden roten und grünen Tanggärten der Tiefe. Gleichmäßig heben und senken sich die Ruder im Takt. Bunte Federbüsche wehen an den hohen Bugspitzen.

Als sich die ersten Fahrzeuge der langen Bootsschlange auf Pfeilschußweite genähert haben, wird es auf Morus Strand plötzlich lebendig. Aus den dunklen Mauern des Mangrovenbusches hervor stößt jäh ein Schwarm kleiner wendiger Einmannkanus und jagt in schäumender Fahrt dem Feinde entgegen. Im nächsten Augenblick hallt wildes Kriegsgeschrei über die stille Lagune. Zischend schwirren die ersten Pfeile in die dichtgedrängten Besatzungen der Feindboote, die in offenbarer Verwirrung ihre Fahrt verlangsamen. Moru hat überraschend zum Schlage ausgeholt...

Reglos, mit starrem, unbewegtem Gesicht beobachtet Tuahini vom hohen Befehlsstand das Gefecht, das nun unten auf dem blauen Halbrund der Lagune mit dramatischer Bewegtheit seinen Fortgang nimmt. Jede Einzelheit vermag der Alte mit seinen weitsichtigen Augen zu erkennen, doch während sein Hirn kühl und leidenschaftslos immer von neuem die Lage überprüft, Entfernungen und Geschwindigkeiten berechnet, Kräfte und Gegenkräfte abwägt, spürt er sein Herz plötzlich in ahnungsvoller Angst erzittern...

Indessen haben die feindlichen Spitzenboote sich kampfbereit gemacht. Das Überraschungsmoment ist überwunden. Immer dichter wird der Pfeilhagel, der den Angreifern entgegenschlägt. Doch nun weichen Morus kleine Boote dem Kampf aus — das Gefecht plötzlich wieder abbrechend, drehen sie aus voller Fahrt ab. Ihre Aufgabe ist vorerst erfüllt.

In diesem Augenblick geschieht es, daß Tuahini langsam den grauen Kopf wendet und gedämpft, fast flüsternd, sagt: „Taivo, meines Bruders Sohn! Laufe zum großen Riff und sage Palolu und seinen Männern, sie möchten angreifen, sobald Tongos letztes Boot die Lagune erreicht hat. Nicht um ein weniges früher oder später! Eile!"

Taivo nickt mit vor Stolz und Erregung flammendem Gesicht, seine Zähne blitzen. Mit geschmeidigem Satz schwingt er sich hinab und stürmt davon: Hechelnd wie ein Jagdhund auf der Fährte, jagt er durch Busch und Gestrüpp in schnurgerader Richtung dem Strande und dem großen Korallenriff zu, hinter dessen zackiger Wand Palolu und seine Krieger ungeduldig auf den Angriffsbefehl warten.

In dem Augenblick, da der Knabe den schützenden Busch verläßt und ohne sein Tempo zu verlangsamen im stiebenden Sand des Strandes dahinrast, trifft ihn ein armlanger buntgefiederter Bambuspfeil zwischen die Schulterblätter und läßt ihn wie hingemäht vornüber schlagen. Reglos bleibt Taivo liegen, das Gesicht im Sande vergraben. Kostbare, unwiederbringliche Minuten vergehen, ehe er sich aufzuraffen und taumelnd weiterzueilen vermag. Sein Atem geht schwer und keuchend, aus seinen Mundwinkeln rieseln zwei feine hellrote Rinnsale. So erreicht er, ein Sterbender, mit letzter Kraft das Ziel.

Sekunden später setzt Palolus Angriff ein.

Weißüberschäumt brechen aus der Deckung des Riffs seine Boote hervor — zehn, zwanzig schmale Einbäume aus schwerem eisenhartem Teakholz... Tief geduckt hinter den Bordwänden die Ruderer, nackt und waffenlos, nur mit der kurzen Stichpaddel und der Kraft ihrer jungen Arme ausgerüstet.

So ungestüm und überraschend erfolgt dieser zweite Angriff, daß er an Wirkung fast einem Überfall aus dem Hinterhalt gleichkommt. Ehe Tongos Krieger sich der neuen Gefahr voll bewußt sind, haben sich Palolus schwimmende Rammbalken mit schmetternder Wucht in die dünnen Plankenwände ihrer schwerfälligen menschengefüllten Prunkboote gebohrt, die krachend splittern. Im nächsten Augenblick ist die Lagune bedeckt mit Bootstrümmern, sinkenden und kieloben treibenden Fahrzeugen und Schwimmenden...

Denn dies war Tuahinis Kriegsplan: den übermächtigen Feind durch einen frontalen Scheinangriff abzulenken, seine Kräfte zu fesseln und ihn dann durch einen überraschenden Stoß aus der Flanke vernichtend zu treffen!

Es ist ein Plan, würdig eines Nelson, eines Tegetthoff oder Togo. Dennoch mißglückt er, muß er mißglücken. Weil Taivo Tuahinis Befehl um drei Minuten zu spät überbrachte, ist der mit bewunderungswerter Kühnheit und Präzision durchgeführte Angriff ein Schlag ins Leere. Längst hat das letzte von Tongos Booten die Laguneneinfahrt hinter sich gelassen — nicht mehr in Kiellinie fahren die feindlichen Boote, sondern fächerförmig auseinandergezogen und sich daher gegenseitig deckend. So geschieht es, daß nur wenige von Palolus Einbäumen ihre Ziele finden. Drei der feindlichen Fahrzeuge werden mittschiffs gerammt und versenkt, während alle übrigen von dem Angriff völlig unberührt bleiben. Die Landung des Feindes ist damit nicht mehr zu verhindern.

Während Tongos Boote Kiel nach Kiel knirschend auf Morus schutzlosen Strand auflaufen, lehnt Tuahini still am Türpfeiler des Versammlungshauses und starrt mit erloschenem Blick auf das

Das durfte nicht kommen!

Diese Geschichte ist wahr — aber sie könnte nicht besser erfunden sein.

Große Besichtigung im Herbst 1943: Seit Wochen hat die Truppe schwer gearbeitet. Nun glänzt alles, vom MG und den Stiefeln bis zu den glattrasierten Backen.

Es wimmelt von roten Aufschlägen. Die Vorgesetzten aller Dienstgrade sind leicht erregt, die Männer schwitzen.

Gerade hat die Kommission einen Stützpunkt vorgenommen.

Alles hat gut geklappt, nur die alarmierte Kompaniereserve ist noch nicht da.

Der Gewaltige ist etwas erstaunt: „Sie müssen mit Ihren Männern mehr Sport treiben, mein Lieber", sagt er zum Kompaniechef, „jeden Morgen Geländelauf — Chef vorneweg! Das erhält jung" — und wendet sich zum Gehen. Da stürzt im letzten Augenblick mit klappernden Gasmaskenbüchsen die Reserve über den Hügel. Die Männer bauen sich auf, der Führer meldet: „Kompaniereserve zur Stelle, Herr General!"

Befriedigt dreht sich der General noch einmal um und mustert die schwer Atmenden — — —

„Soo, habt Ihr's doch noch geschafft? Da schnauft ja alles heftig! Ich sag's ja, Frühsport ... Wie alt sind Sie eigentlich? Was, noch so jung? ... Aber da, da ist doch einer, der nicht schnauft! Haben Sie früher viel Sport getrieben?"

„Jawoll, Herr General!"

„Bitte, meine Herren! Der eine Mann hat Sport getrieben! Der schnauft nicht!"

Und, leutselig sich noch einmal zu ihm wendend: „Was für Sport hast du eigentlich getrieben, mein Sohn?"

„Motorradfahren, Herr General!"

Ihl.

Verhängnis, das rasch und unaufhaltsam über die Insel hereinbricht. Längst hat Tuahini seine Knabengarde entlassen — er braucht sie nicht mehr. Tuahini braucht niemand mehr. Der kurze Traum von dem goldenen Gott, der Moru die Freiheit erringen sollte, ist ausgeträumt.

Langsam tritt der alte Häuptling aus dem grellen Licht der Mittagssonne zurück in das dämmernde Halbdunkel des großen Raumes, der H 1248's Tempel ist: Wieder, wie so oft zuvor, streckt sich wie magnetisch angezogen seine welke Hand und senkt sich mählich und behutsam und fast ehrfürchtig auf die funkelnde Bronze. Und als hätte die Berührung seinem Herzen Trost und Kraft geschenkt, überkommt Tuahini plötzlich eine große Ruhe und Entschlossenheit. Tief Atem holend, daß es fast wie ein Seufzen klingt, hebt er einen der altersdunklen Bogen vom Wandbalken und läßt prüfend die Sehne zurückschnellen. Sie gibt einen hell singenden Ton, der zitternd den Raum durchschwingt. Und Tuahini lächelt. Lächelnd wählt er aus den verstaubten Stapeln der Pfeilbündel eine Handvoll langer gefiederter Kriegspfeile mit messerscharfen knöchernen Spitzen, trippelt zur Tür und lockert die schwere Bambusleiter aus ihren Bastverschnürungen, daß sie krachend zu Boden schlägt.

*

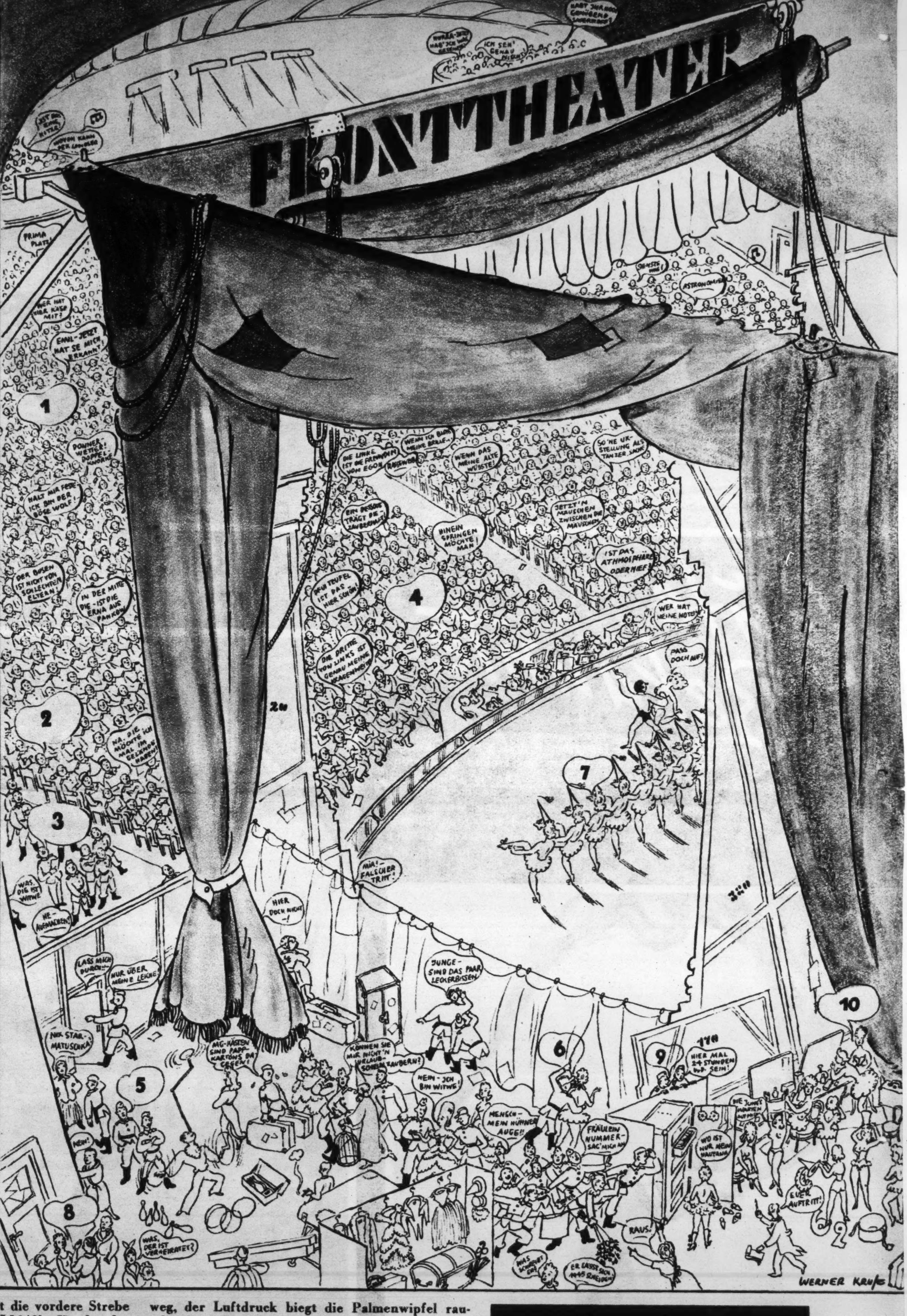
Rasch erfüllt sich Morus Schicksal. Es ist das bittere Schicksal alles dessen, was sich gegen König Tongos Herrschaft aufzulehnen wagt: Hütte um Hütte des Dorfes wird niedergebrannt, die Pflanzungen verwüstet, alles Lebendige erbarmungslos ausgerottet.

Kein Gott mehr — nur noch ein Beutestück, unter dessen Last dreißig Männer keuchen, wird H 1248 zum Strand geschafft und achtlos in Tongos prunkvolles Kriegsboot verladen. Dann setzt sich die Flotte der Sieger langsam in Fahrt, hinter sich lassend Tod, Zerstörung und Klage. Alle neun Boote sind durch den Ausfall der drei versenkten stark überlastet und halten sich daher dicht nebeneinander, um sich gegenseitig zu stützen.

Als der Riffgürtel der Lagune erreicht ist und die erste Brandungswoge die Fahrzeuge steil auf ihren gewölbten Rücken hebt, bricht die vordere Strebe des Königsbootes, auf der H 1248's Kopf ruht, unter der Belastung plötzlich durch. Seiner Stütze beraubt, rutscht das Torpedo nach vorn, schlägt mit dem Zündstift hart gegen die Bugplanken und explodiert. Hundert Kilogramm feuchtgepreßter Schießbaumwolle verwandeln sich, nüchternem chemisch-physikalischem Gesetz gemäß, innerhalb eines winzigen Sekundenbruchteils in eine gewaltige Wolke von Gasatomen, die wirbelnd himmelan stiebt.

Wie eine ungeheure brüllende Stimme hallt das Donnern der Detonation über die Insel Moru hinweg, der Luftdruck biegt die Palmenwipfel rauschend nieder. Als sich Minuten später der dichte Vorhang von Qualm und Trümmern langsam gelichtet hat, liegt der Schauplatz der Katastrophe glatt und leer. Das Bild der stolzen Flotte ist wie durch Zauberhand ausgetilgt. Ausgetilgt König Tongo, ausgetilgt seine Krieger. Ausgetilgt auch H 1248 . . .

So endete H 1248. Zum Vernichten bestimmt, hatte es vernichtet — ein namenloser, zornvoll rächender Gott, dessen Erinnerung noch heute in den Herzen eines fernen weltverlorenen Inselvölkchens fortleben mag, Mythos längst und Legende.



Helft dem Zeichner!

Gefreiter W. Kruse hat bei der obenstehenden Zeichnung zehn numerierte Sprechfahnen offengelassen. Hier sollt ihr einmal zeigen, wie schlagfertig ihr seid! Zehn schöne Buchpreise winken denjenigen, die aus eigenem Erleben heraus witzige, treffende und kurze Aussprüche bis zum 15. Februar 1944 der Schriftleitung „Unser Heer", Berlin SW 68, Schützenstraße 18–25, einsenden. Die besten werden wir veröffentlichen.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: i. V. Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25



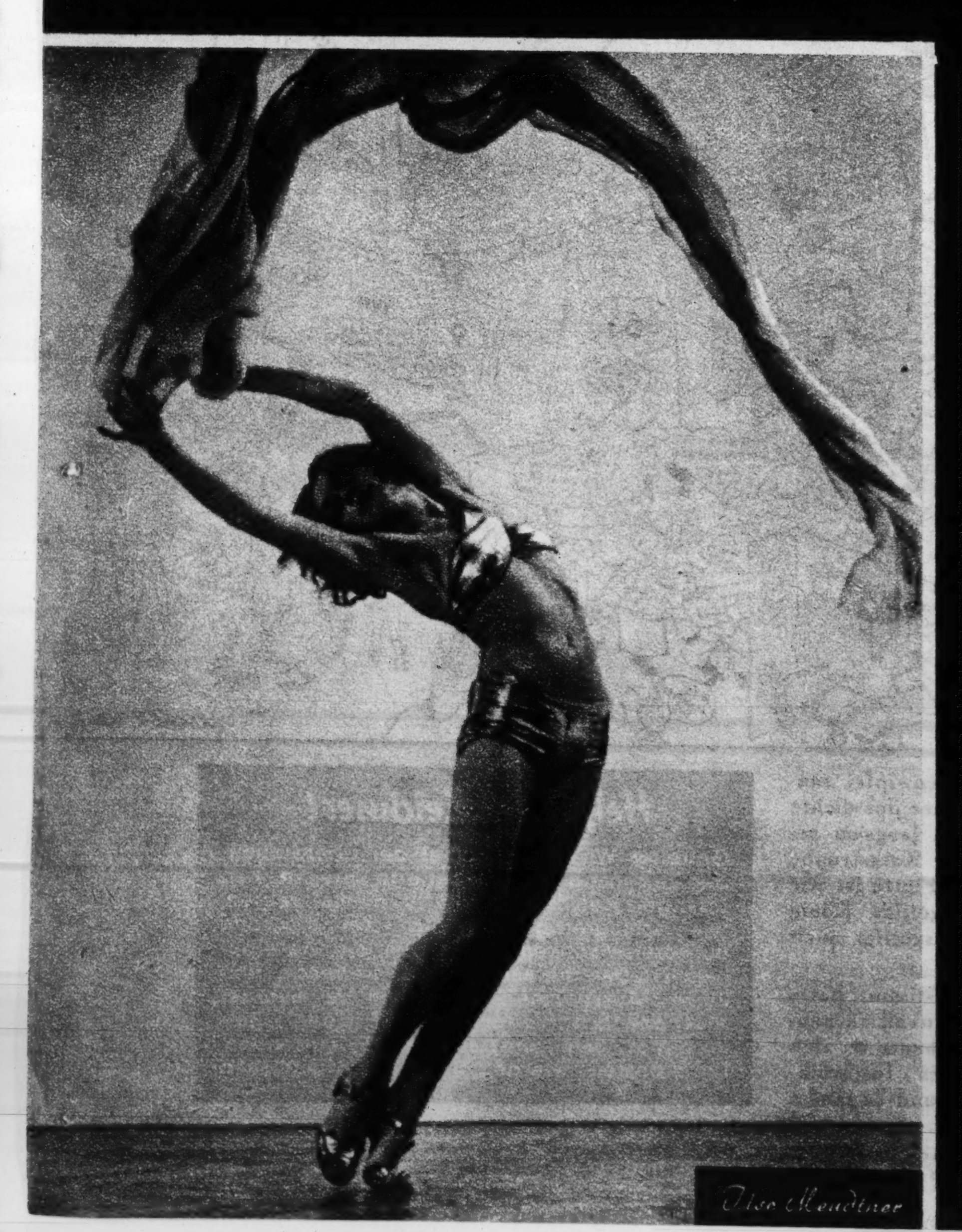
Geschwister Höpfner



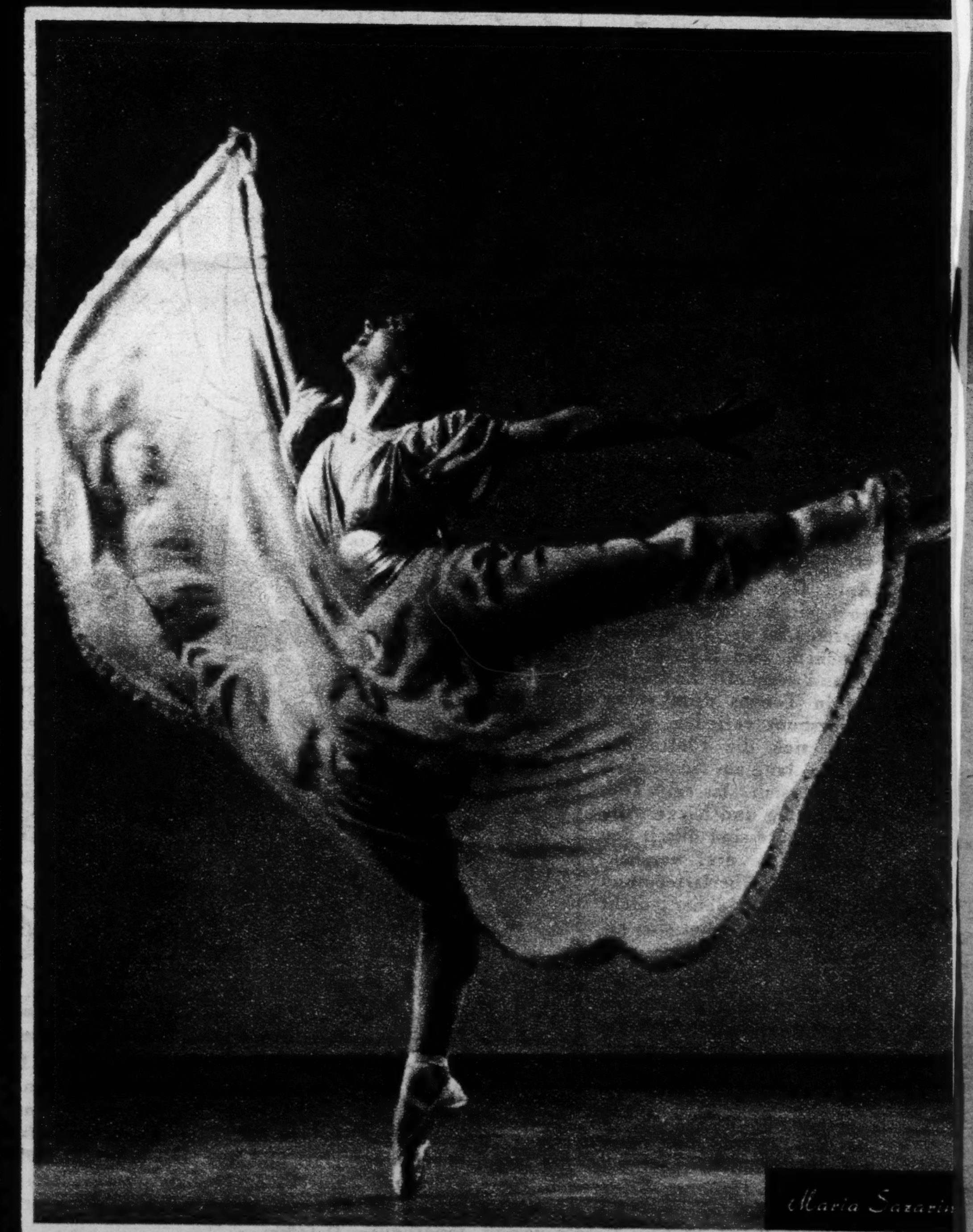
Liselotte Käst

Gute Bekannte

Die deutschen Tänzerinnen sind in diesem Kriege gerade mit uns Soldaten gut Freund geworden. Eine behelfsmäßige Bühne, aus Balken und Bohlen gezimmert — mehr brauchen sie nicht, leicht schweben sie darüber hin, elfische Wesen, voll Glut und Leidenschaften. Und bei ihren Tänzen versinkt um uns die harte Welt des Krieges und eine andere, lichte und schönere tut sich auf



Ilse Meudtner



Maria Sazarin

Aufnahmen: Weidenbaum